

»... MAN FINGIRT SICH EIN GEMALTES PREUSSEN«

Die Utopien Friedrich Wilhelms IV.

Christine Tauber

Am 11. April 1847 eröffnete der preußische König Friedrich Wilhelm IV. den Ersten Vereinigten Landtag im Weißen Saal des Berliner Stadtschlusses mit einer Rede, in der er sichtlich bemüht war, sein Verfassungspatent vom 3. Februar und seine Haltung zum Landtag dem Verdacht allzu weitreichender konstitutioneller Zugeständnisse zu entziehen. Von der »ganzen Freiheit der königlichen Machtvollkommenheit«, von der »inneren Wahrheit« im »Verhältniß zwischen Fürst und Volk« war da die Rede. Ein familiäres Verhältnis wurde beschworen, das nicht gestört werden könne durch den papierenen Wisch einer Verfassung, ein »beschriebenes Blatt«, das sich »zwischen Unsem Herr Gott im Himmel und dieses Land« gleichsam »als eine zweite Vorsehung eindränge«. Eine »Theilung der Souveränität« sei ausgeschlossen.¹ Ein junger Schweizer Historiker, der trotz seiner freundschaftlichen Kontakte zu Gottfried Kinkel vom Ruch des Revoluzzertums denkbar weit entfernt war, kommentierte am 9. Juli diese Rede süffisant in einem Brief an den Basler Ratsherrn Andreas Heusler-Ryhiner:

In den letzten drei Monaten ist hier viel vorgefallen. Ich war auf große Schnitzer von Seiten der Regierung gefaßt, aber nicht auf eine so colossale Incapacität, wie sie beim Landtagsabschied zu Tage getreten ist. Man hat allen möglichen guten Willen, Kenntnisse, auch Loyalität, aber daneben romantische Ideen und sehr vielen Dilettantismus. Man hätte gerne gemalte Stände gehabt, nicht wirkliche; man wäre sehr erbaut gewesen, wenn die Herrencurie nur aus eiserner Ritterlichkeit und Ergebenheit bestanden hätte, wenn die Ständecurie hübsch beim Leisten geblieben wäre und sich nicht in Politik gemischt hätte. [...] Es hätte genügt und allgemeinen Enthusiasmus verbreitet, wenn man [eine relativ so gutartige Kammer] ohne irgend ein Versprechen bloß mit einem freundlichen Worte – aufrichtig oder nicht – verabschiedet hätte. Aber man steckt voll Theorien und vorgefaßter Meinungen, man fingirt sich ein gemaltes Preußen.²

»Fingiren« war bekanntlich eine Lieblingsbeschäftigung Friedrich Wilhelms – und dies nicht nur im Spiegel der boshaften Kritik Heinrich von Treitschkes, in dessen Augen dieser unpreußische Preuße allzuwenig seinen deutschen Pflichten nachgekommen war.³ Hinzu kam sein Hang, sich in unliebsamen Situationen in Wunschräume der Phantasie zu »effacieren«.⁴ Einer dieser frühen Fluchtversuche der kronprinzlichen Imagination hat seinen Niederschlag in einem literarischen Dokument gefunden.

»Die Königin von Borneo«

1816/17 verfaßt der preußische Kronprinz einen langen Brief an seine Schwester Charlotte, in den er »die Geschichte von Prinz Feridoun mit der Königin von Borneo«⁵ als Romanfragment einbettet. Der Held der Erzählung, Prinz Feridoun alias Friedrich Wilhelm, befindet sich mit den alliierten Siegertruppen in Paris, wo ihn eine geheimnisvolle Sendbotin des Königshofes von Borneo anspricht, ob er eventuell bereit sei, dem dortigen, soeben zum Christentum übergetretenen Herrscherhaus als Taufpate zur Verfügung zu stehen. Die Entrückung in das Wunderland von Borneo, das eine Mischung aus Arkadien, Dantes Irdischem Paradies, Rabelais' Thélème und dem Neuen Jerusalem ist, erfolgt mit einem Nachfahren des Vogels Roc aus 1001 Nacht. Als Startrampe für die Flucht bietet sich die Terrasse von St. Germain an. Nach einem vollkommen orientierungslosen, bezeichnenderweise zeitlich aber genau eingegrenzten viertägigen Flug wird Borneo erreicht. Hierbei handle es sich allerdings nicht – wie dem Neuankömmling erläutert wird – um dasjenige Gebiet, das den Europäern unter diesem Namen auf der Landkarte geläufig sei, sondern um einen geheimen Ort, der durch die List seiner Einwohner den begehrlichen Besuchen chinesischer und europäischer Eindringlinge entzogen wurde: Die Könige des »tatsächlichen« Borneo praktizieren

seit vierhundert Jahren die Politik, [...] das Innre Euch zu verschließen [...]. Dort, wo am Meereshorizont jene grauen Massen himmelhoher Wälder emporsteigen, liegt an einem Busen der von Euch gekannte Flecken Borneo. Das sind jene Sümpfe, die rundherum an unsre Felsenküste angeschwemmt sind und grade vor diesem großen Meerbusen, an welchem unsre herrliche Stadt liegt, viele große und kleine Inseln bilden, alle voll der üppigsten Vegetation. Die schmalen Kanäle zwischen den Inseln sind Euch immer als sumpfige Flüsse beschrieben worden, und die sehr ungesunde Luft jener feuchten Gegend, wo Euer sogenanntes Borneo liegt, hat Euch mit vielen künstlich und consequent geschmiedeten Fabeln vom ferneren Eindringen abgehalten.⁶

Die Neuverortung in dieser paradiesischen parallelen Welt, die von allerlei Initiationsriten des Waschens, Neubekleidens und mit einem neuen Namen Belegens begleitet wird, ist nur um den Preis der vorherigen Entortung und gänzlichen Entrückung möglich: »so, theure Charlotte, war ich mir selbst unähnlich durch die angreifende Fahrt geworden.«⁷

Frank-Lothar Kroll hat diesen amüsanten Text ediert und in die literarischen Traditionen der Romantik eingeordnet.⁸ Zurecht verweist er auf Friedrich de la Motte-Fouqué und dessen Verfahren, seine Märchenlandschaften mit märkischem Personal zu bevölkern: So tritt in der »Königin von Borneo« unter anderem Friedrich Wilhelms Erzieher Ancillon auf. Friedrich Schlegels »Über die Sprache und Weisheit der Indier« war bereits 1808 erschienen, Thomas Moores »Lalla Rookh« von 1817 lag angeblich längere Zeit unter dem Kopfkissen des Kronprinzen (in anderen Überlieferungen auf dem Nachttisch), und zu dem Lalla Rûkh-Fest am 27. Januar 1821 zu Ehren des Berlin besuchenden russischen Großfürsten Nikolaus hatte Friedrich Wilhelm selbst Kostüme für die aufzuführenden lebenden Bilder entworfen. Schinkels Bühnenbilder zu Spontinis Oper »Nurmahal« waren darauf angelegt, »Fremdes als Gegenwärtiges wach[zu]rufen«,⁹ und haben sicherlich in ihrer märchenhaften Kombination von Natur und Kunst die architekturempfängliche Phantasie des »theatralischen« Kronprinzen¹⁰ beflügelt. Und natürlich hat auch Bernardin de Saint-Pierre Friedrich Wilhelm mit seinen farbenfroh-sentimentalischen Beschreibungen tropischer Wälder in »Paul et Virginie« beeindruckt. Das Eindringen einer vermeintlich zivilisierteren Welt in das Paradies einer selbstgeschaffenen, naturverbundenen Ordnung führt im Mikrokosmos der Südsee-»Ile de France« zur Katastrophe. In der »Königin von Borneo« knüpft Friedrich Wilhelm zwar an diese natur-kultur-integrative Kosmosidee an, entwickelt aber gleichzeitig seine ganz spezifischen Idealvorstellungen von Herrschaft, Macht und Monarchie, indem er alle Kennzeichen seines eigenen Gesellschafts- und Staatsideals auf die imaginierte Welt projiziert und ihr damit die Züge einer politischen Utopie verleiht. Die Lokalisierung seines »Wunschraums«¹¹ im ostasiatischen Bereich hat Heinz Schönemann überzeugend begründet: »Das ferne Land gewährte gerade durch das Fehlen archäologischer Prämissen, von denen die Sehnsüchte nach der Antike und die Träume vom Mittelalter gelenkt wurden, dem spekulativen Durchdenken sozialer Muster größeren Freiraum.«¹²

»Es ging ungefähr hier also zu wie im Heiligen Römischen Reich.«¹³ Borneo ist ein christliches Gemeinwesen, in dem »Ruhe und Ordnung«,¹⁴ »Ordnung und Frieden«¹⁵ herrschen, in dem das Volk in kindlicher Liebe an seinem Herrscherhaus hängt und die kirchliche Ordnung eine episkopale ist.¹⁶ Eine ausgeklügelte Etikette weist hier jedem den ihm zustehenden Rang innerhalb der

fraglos hingenommenen Hierarchie zu,¹⁷ und die Architektur der organisch in die Natur integrierten Hauptstadt mit ihrer Vielzahl von Treppen und Terrassen wird zum Spiegel dieser abgestuften gesellschaftlichen Verhältnisse. Vergleichbare, zum Teil auch realisierte Architekturphantasien hat Friedrich Wilhelm sein Leben lang entworfen,¹⁸ und sie waren stets »originäre Aussagen zur erhofften Rolle der Monarchie bei der Gestaltung des öffentlichen Lebens nach den Erschütterungen der Jahrhundertwende.«¹⁹ Man denke nur an sein »Siam« Charlottenhof; an »Belriguardo« auf dem Tornow – mit seinen mächtigen Substruktionen der Herrschaftsarchitektur der römischen Kaiserpaläste auf dem Palatin vergleichbar; an die forumsartigen Zeichnungen von Idealstädten im Umfeld der Pläne für eine »Freistätte für Kunst und Wissenschaft« auf der Spree-Insel;²⁰ an sein fast manisches Kreisen um den monumentalen Vorgänger aller Denkmalsentwürfe der Zeit, Friedrich Gillys Entwurf für ein Denkmal Friedrichs des Großen im Stile des Zeustempels von Agrigent;²¹ besonders aber an Friedrich Wilhelms Vorstellungen für die Pfingstbergbebauung, die in seinen Zeichnungen durch die dramatische Überhöhung des Gefälles und durch das fast völlige Fehlen von Innenräumen zu einer »Terrasse an sich« wurde.²²

Klar strukturierte Ordnungsvorstellungen werden hier materialisiert, und der Moment der Peripetie im Romanfragment zeigt deutlich, was mit denjenigen geschieht, die diese Ordnung stören: Der Versuch des aufrührerischen Vasallenkönigs Brunninghir, das Volk von Borneo zur Revolte gegen das Herrscherhaus aufzuwiegeln, ist von vornherein zum Scheitern verurteilt. Denn wer die Hierarchien vermengt, wer sich von »oben« nach »unten« begibt, wer nicht nur die staatliche, sondern auch die göttliche Ordnung mißachtet, indem er dem Götzendienst des heidnischen Pöbels beiwohnt,²³ der wird sogleich von den »milites Christi« auf ihren Lufrössern unter apokalyptischen Posaunenklängen zur Strecke gebracht. Revolution ist für Friedrich Wilhelm Chaos, ist illegitime Vermischung von Höhenlagen, ist Anmaßung von Hierarchiepositionen, ist Un-Ordnung. Noch ganz unter dem Einfluß der Ereignisse von 1848 wird Friedrich Wilhelm am 15. März 1849 an Ernst Moritz Arndt die berühmten Sätze schreiben: »Jene Menschen der Hölle und des Todes können ja nur allein auf dem lebendigen Boden der Revolution wirken. Die Revolution ist das Aufheben der göttlichen Ordnung, das Verachten, das Beseitigen der rechten Ordnung, sie lebt und athmet ihren Todeshauch, so lange unten oben und oben unten ist.«²⁴ Selbst der »lebendige Boden« ist hier negativ konnotiert, weil er nicht fest gefügt, sondern schwankend und unsicher ist. Generell zeigt ein Blick auf die von Friedrich Wilhelm verwendete Metaphorik, daß »Ordnung« für ihn stets das Sichere, fest Gebaute, die »feste Burg«, das »stattliche und haltbare Gebäude« ist, während Ordnungsstörung mit amorphen, unkonturierten, im

Übergangsstadium zwischen zwei Substanzen befindlichen und vor allem gefährlich »rutschigen« Begriffen wie »Schlamm«²⁵ oder »Quark«²⁶ belegt wird. So heißt es über den »Abgrund« von 1848, sein Rand sei »erschrecklich dreckig und moderig«.²⁷

Die Angst vor dem Unbekannten, Unstrukturierten und das Streben nach Absicherung zeigen sich auch auf der ihm 1828 endlich durch väterliche Machtvollkommenheit zugestandenen Italienreise: Sie könnte unter dem Motto eines Satzes stehen, den Friedrich Wilhelm in dem emphatischen Rom-Brief an Kronprinz Johann von Sachsen äußerte. Dort schrieb er, offensichtlich durch Goethe-Lektüre einschlägig eingestimmt: »Unsäglich traurig aber ist's, daß Du nicht hast bis hierher, in den alten Welt-Nabel, dringen können mit mir. Das ist doch am Ende immer etwas Unaussprechliches, das Ewige Rom. *Mir ist's, als sey ich zu Haus.*«²⁸ Regressionsphantasien gepaart mit dem Wiedererkennen des Längstbekannten²⁹ – so sieht Friedrich Wilhelms »abgesicherte« Italienaneignung aus, die ihre einzige Erschütterung durch ein Erdbeben in Genua erfährt. *In aestheticis* kann ihm kaum noch etwas grundstürzend Neues begegnen, sind ihm doch die Umrißlinien seiner Vorab-Anschauungen durch unablässliche vorbereitende Konsultation von Stichwerken³⁰ ins visuelle Gedächtnis eingegraben. Seine Kategorien standen bereits vor Reiseantritt so fest, daß er selbst Aloys Hirt durch seine angelesenen »Localkenntnisse« beeindrucken kann.³¹ Und am beruhigtesten fühlt er sich, wenn auch landschaftlich alles wie zu Hause ist: »Alle Augenblicke fielen mir Ähnlichkeiten mit der Potsdamer Gegend auf – nur was dort Brauhaus Berg & Consorten sind, vertritt hier das Sabiner & Latiner Gebirge.«³² So fand er in Rom genau das, was er suchte: Versatzstücke einer authentischen Historizität, die von ungebrochenen Traditionen zeugten und mit dem richtigen ideologischen Überschuß aufgeladen waren, um im Norden zu Bollwerken gegen Umsturz und revolutionäres Chaos neu zusammengesetzt zu werden.

Orte in Utopia

Hanno-Walter Krufft hat darauf hingewiesen, daß Architekturutopien typische Utopien »von oben«, also Herrschaftsutopien der Mächtigen seien.³³ Die Funktion des Utopischen in der Konzeption Friedrich Wilhelms ist dem sozial nivellierenden Typus der Utopie, der im 19. Jahrhundert vorherrscht, diametral entgegengesetzt.³⁴ Zwar sind auch die Utopien des Kronprinzen bessere, da geordnete Welten, doch streben sie keine rationale Errichtung einer neuen, nie dagewesenen Ordnung an, sondern sie sind »rückwärtsgewandte Utopien«, denn sie bauen auf die *renovatio* legitimer, objektiver Ordnungen. Diejenigen

Strukturmerkmale, die Thomas Nipperdey für das mittelalterliche Kosmos-Verständnis namhaft macht und die ihm aufgrund seiner teleologisch auf Modernisierung ausgerichteten Sichtweise gerade *nicht* als typisch utopisch gelten, kennzeichnen genau die ständisch-feudalen, vorrevolutionär-hierarchischen Utopien Friedrich Wilhelms:

Dieser Kosmos ist eine göttlich gefügte Ordnung von substantiellen und geschlossenen Teilwelten, wie Haus und Stand, Staat und Kirche, und er ist eine statische Ordnung. Die Teilbereiche sind in sich hierarchisch strukturiert, und das ordnet sie einander nach dem Prinzip der Analogie – Hausvater, Landesvater, Gottvater – zu. Darüber hinaus stehen sie auch zueinander im Bezug gestufter Über- und Unterordnung, das Höhere ist das Maßgebendere, sie sind also wiederum durch ein Prinzip der Hierarchie zu einem Kosmos der Harmonie zusammengeschlossen.³⁵

Nichts lag Friedrich Wilhelm ferner als sozialutopische Untertanenbeglückung durch Gleichstellung.³⁶ Sein Ideal war ein streng hierarchisierter Kosmos: Der gesellschaftliche und architektonische Aufbau von Borneo erinnert in der Tat wesentlich mehr an das Kunst und Natur integrierende Modell in Alexander von Humboldts »Tableaux de la Nature« und später in seinem dem König gewidmeten »Kosmos«³⁷ als beispielsweise an das wissenschaftlich-technizistisch hochgerüstete, kommunitaristische Ikarien Etienne Cabets.³⁸ Die Utopien Friedrich Wilhelms sind elitäre Fluchtutopien³⁹ aus einer sich politisch modernisierenden und zunehmend dynamisierenden Umwelt. Sie sind statisch und rückwärtsgewandt. Ihrer Verzeitlichung in Richtung Zukunft, die Reinhart Koselleck als paradigmatisch für die nachrevolutionäre Utopie herausgestellt hat,⁴⁰ will er gerade entgegenwirken, da sie die Gefahr von Neuerungen und Revolutionen birgt. In der Terminologie Karl Mannheims handelt es sich bei Friedrich Wilhelm um einen typischen Vertreter der »konservativen Idee«. Erst in dem Moment, in dem sich das auf Identität und nicht auf Differenz ausgerichtete Weltbild des konservativen Denkers nicht mehr in Deckung mit der herrschenden Wirklichkeit befindet, wendet er sich utopischen Weltentwürfen zu: »Nur die Gegenbewegung oppositioneller Schichten und ihrer Sprengungstendenz des Bestehenden macht gleichsam von außen her für das konservative Bewußtsein die eigene Seinsbeherrschung problematisch und erzwingt geschichtsphilosophische Reflexion über sich selbst und eine zur Selbstorientierung und zur Abwehr zugleich geschaffene Gegenutopie.«⁴¹

Konservative Utopien sind also Gegenwelten, die sich an Krisen entzünden, »daran, daß ein Ordnungssystem nicht mehr funktioniert«.⁴² An Krisenerfah-

rungen war die Vita Friedrich Wilhelms reich.⁴³ Den Anfang machten 1806 die Unordnung und das frühe Leid der Flucht nach Königsberg und Memel, wo die preußische Schmach offenkundig wurde, wie dem Geburtstagsbrief der Königin Luise an ihren Sohn zu entnehmen ist: »Preußens Größe ist dahin, Dein Vater recht unglücklich durch das Elend, welches seyn Volk ohne seine Schuld leidet, der Staat aufgelöst und verarmt.« Und auf die Diagnose folgt sogleich der Appell an den Kronprinzen, dem damit bereits als Zwölfjährigem die ganze Last der zukünftigen Verantwortlichkeit für Preußens Gloria auferlegt wird: »Als zärtlicher Sohn wirst du gewiß deinen Fleiß verdoppeln um recht gut recht ausgezeignet zu werden, um deinen guten Vater, wenn er etwas von dir verlangt mit Thätigkeit und Liebe beyzustehen, und durch deinen Gehorsam den übrigen mit gutem Beyspiel voranzugehen, denn blos durch strenges Gehorchen kann man großes hervorbringen.«⁴⁴ Nach dem vorzeitigen Tod der Mutter am 19. Juli 1810, der für den Vierzehnjährigen ein traumatisches Erlebnis gewesen sein muß, verstärkte Friedrich Wilhelm III. noch den Druck auf seinen Sohn, indem er ihn im Namen der toten Mutter zu Wohlverhalten verpflichtete.⁴⁵ Auch der sehr persönlich gehaltene, 1827 verfaßte erste Teil seiner eigenen letztwilligen Verfügung sollte zum Zwangskorsett für den Sohn werden.⁴⁶ Bereits 1809 hatte er die Ohren vor den anrührenden Bitten seines Sohnes verschlossen und gnadenlos dessen geliebten Erzieher Delbrück relegiert.⁴⁷

Der Kronprinz scheint preußisches Selbstverständnis und väterliche Übermacht früh verinnerlicht zu haben.⁴⁸ Der lange Arm von »Papas« Autorität verfolgt ihn sogar bis in seine Fluchträume nach Borneo.⁴⁹ Und so gab der gehorsame Sohn, der jetzt selbst zum Landesvater geworden war, in seiner patrimonialen Thronrede vom 15. Oktober 1840⁵⁰ seinen Ständen und seinem Volk das folgende feierliche Versprechen: »Ich will vor Allem dahin trachten, dem Vaterlande die Stelle zu sichern, auf welche es die göttliche Vorsehung durch eine Geschichte ohne Beispiel erhoben hat, auf welcher Preußen zum Schilde geworden ist für die Sicherheit und die Rechte Deutschlands. In allen Stücken will Ich so regieren, daß man in Mir den echten Sohn des unvergeßlichen Vaters, der unvergeßlichen Mutter erkennen soll, deren Andenken von Geschlecht zu Geschlecht im Segen bleiben wird.«⁵¹

Apokalypse als Platzanweisung

Um zu vermeiden, daß die aus der Krise geborene, konservative Gegenutopie durch das ihr inhärente Strukturprinzip neugeschaffener Ordnung selbst revolutionäres Potential entwickelt, muß sie zurückgebunden werden an eine bereits bestehende Ordnung. Und die sicherste denkbare, da vor aller Zeit und nach

aller Zeit seiende, ist nun einmal die göttliche Ordnung. Nur in einem christlich-eschatologischen Weltbild, dessen Telos ein absolut festgelegtes ist, kann sich die an sich paradoxe Struktur einer rückwärtsgewandten Utopie sinnvoll ansiedeln. Das Paradox der klassizistischen Zeitkonzeption, die die Vergangenheitsorientierung zum Zwecke der Zeitstillstellung im Ideal voraussetzt,⁵² findet sich auch bei den Frühromantikern, deren eifriger Leser Friedrich Wilhelm war: »Die Vergangenheitsutopie muß [...] dem triadischen Geschichtsverständnis nach in ihrer *Funktion* gedeutet werden als transzendentaler Ermöglichungsgrund für die Geschichtsprophetie.«⁵³

Das Utopische darf für den restaurativen Geist keine *creatio ex nihilo* sein, es muß immer schon in der Welt – wenn auch zeitweilig verborgen – existieren, so daß der gute Ausgang der Zukunftsprophetie gesichert bleibt.⁵⁴ Vestigia Dei, sichtbare Beweise für die Existenz Gottes und – im gewagten Kurzschluß – für die Legitimität einer Königsherrschaft, die sich auf göttlichen Ursprung beruft, sah Friedrich Wilhelm allerorten. Daß er und seine Gemahlin am 26. Juli 1844 das Attentat Heinrich Ludwig Tschechs überlebten, konnte nur auf das direkte Eingreifen himmlischer Mächte zurückzuführen sein. In dieser Überzeugung schrieb er am 20. August:

Die Rettung würde ich für ein Wunder halten, würdig, denen der heiligen Schrift an die Seite gestellt zu werden, wäre ich nicht der Gegenstand desselben. Die Kugel, auf kaum einen Fuß weit abgeschossen, zerriß alle Kleidungsstücke. Ich aber habe auch nicht das Allerleiseste gefühlt, und die Kugel ist machtlos von dem Brustbein in den Wagen gerollt!!! Verstummen und anbeten ist meine Loosung.⁵⁵

Eine Grunderfahrung Friedrich Wilhelms war seit frühester Kindheit, daß er unter seinen Geschwistern eine Sonderrolle spielte, da er der zur Regentschaft Erwählte war. Sein ausgeprägtes Auserwähltheitsbewußtsein ließ ihm *ein* christliches Mysterium, das im allgemeinen eher als bedrohlich empfunden wird, zum besonderen Hoffnungsmoment werden: die Apokalypse. Er war felsenfest überzeugt, daß er selbst sich am Jüngsten Tag auf der richtigen Seite befinden würde. Dann endlich würde die rechte Ordnung wieder hergestellt werden. Im Umfeld der bedrohlichen Nachrichten aus dem Paris der dreißiger Jahre hat sich Friedrich Wilhelm gern mit dem satanstürzenden Erzengel identifiziert⁵⁶ und die Revolution »frischweg mit dem Thier par excellence« verglichen »oder mit der Hure, welche mit den Königen gehuret und sie aus ihrem Kelch trunken gemacht hat.«⁵⁷ Bereits in seiner Beschreibung der russischen Truppenparade bei Vertus im Brief an Ancillon vom 15. September 1814 ließ er – inspiriert

durch das endzeitliche Kanonengrollen – in der Evokation einer apokalyptischen Szene seinen Erwähltheitsphantasien freien Lauf:

Dabey denken Sie sich das Schauspiel vom Rande, gleichsam Ufer der Champagne pouilleuse angesehen, diese ungeheuere Wüste, der wüste schauerliche Berg in der Mitte wie der Sinai, ich sage Ihnen ich war nahe am Überschnappen! Wie des jüngsten Gerichts schien mir dies Toben zu seyn. O! wie ganz anders erhaben als den meisten wurde mir zu Muth! Mit einer ganz und gar nicht zu bergenden Begeisterung dachte ich des Weltgerichts und des Tages, *an welchem allem dem Quarck und Unflath wie den Auserwählten, die sich mit mir auf dem Berge und am Berge befanden, der rechte Platz angewiesen werden wird.*⁵⁸

Apokalypse wird hier zum ultimativen Prinzip der Ordnungs- und Rangrestitution am Jüngsten Tag, auf den sich alle Hoffnungen konzentrieren.

Ordnung zu schaffen (beziehungsweise wiederherzustellen) im chaotischen Getümmel der Elemente ist ein gleichermaßen politischer wie ästhetischer Akt: Anhand der königlichen Vorgaben aus dem Jahr 1845 für die Ausmalung der Hauptapsis des geplanten Berliner Dombaus läßt sich schlaglichtartig zeigen, welche Mechanismen Friedrich Wilhelm zur Illustration seines Herrschaftskonzepts einsetzte.⁵⁹ Die Aufgabe, eine »präsentische Eschatologie«⁶⁰ zu malen, war klar gestellt: »Der Gegenstand der Darstellung kann im Allgemeinen bezeichnet werden als das Harren der Creatur auf den Moment des Weltgerichtes. Die Aufgabe unterscheidet sich von den Darstellungen des Letzten Gerichts dadurch, daß nicht dieses selbst, sondern der vorhergehende Moment auszudrücken ist, derselbe, der bis zu dem verborgenen Ende der Zeiten für das jetzige und alle kommenden Geschlechter zugleich ein stets gegenwärtiger ist.« Auch an detaillierten Anweisungen bezüglich der Komposition ließen die Vorgaben nichts zu wünschen übrig:

In fünf Zonen oder horizontalen Schichten folgen abwärts in der ganzen Breite des Bildes: die Apostel und Evangelisten, den auf Christum deutenden Täufer in der Mitte, dann die Propheten, ferner die Väter des Alten Bundes, die Märtyrer des Neuen Bundes, endlich die Bekenner aller christlichen Zeiten. Eine Wolken-schicht sondert die triumphierende Kirche von der streitenden. Diese wird durch das lebende Geschlecht dargestellt: Hof, Staat und Geistlichkeit, der König und sein Haus in der Mitte, umgeben von allen Klassen seiner Untertanen.⁶¹

Die ersten beiden Entwürfe von Eduard von Steinle und Philipp Veit vermochten den Monarchen nicht zu überzeugen. Erst als Peter Cornelius 1853

nicht mehr ausschließlich mit der Ausstattung des geplanten »preußischen Pantheons«, des Campo Santo neben dem Dom, beschäftigt war, legte er einen Entwurf vor, den der König begeistert zur »größten künstlerischen Konzeption unserer Zeit, wohl aller Zeiten« erklären konnte – zumal er selbst ja an der Konzeption nicht ganz unbeteiligt war. Vergleicht man die drei Entwürfe, so wird schnell deutlich, wieso Cornelius den Preis davontrug. Nicht nur sein an Raffael geschulter Kontur wird den König durch seine klare Linienführung überzeugt haben. Gerade in der von der zeitgenössischen Kritik bemängelten, etwas sturen Horizontalgliederung durch Wolkenschichten⁶² lag für Friedrich Wilhelm wohl das Schöne und Gute dieser Konzeption. Die »Verhältnisse« sind hier ein für allemal geklärt.⁶³ Jedem himmlischen Stand ist hier die Wolke zugewiesen, die ihm in der Sphärenhierarchie zusteht.⁶⁴ Diese Vorstellung einer klar strukturierten Heilstopographie mag auch durch Friedrich Wilhelms Dante-Verehrung befördert worden sein. Das Denken in »Bulgen« entsprach ganz seinen ständisch-hierarchischen Idealen.⁶⁵ Bei Cornelius ist der weltliche Bereich streng vom himmlischen getrennt, allein die Engel als Übergangswesen *per definitionem* dürfen die Ebenen auf den Himmelsleitern wechseln. Bezeichnenderweise drängte der König sogar auf eine noch deutlichere Abgrenzung dieser unvermischbaren Sphären: »Sonst bemerkte er nur noch als nicht völlig in Seinem Sinn, daß Er die Erdgruppe noch geopferter und fast ohne Horizont gewünscht, vom Himmel aber durch eine stärkere Luftschicht getrennt.«⁶⁶ Ob diese Demutsgeste nicht womöglich ein wenig aufgesetzt war? Ungelegen konnte es dem König eigentlich nicht kommen, daß Cornelius ihn und seine Gattin als erwähltes Paar sichtbar durch drei Stufen von den übrigen anwesenden Sterblichen abgehoben hatte, die der Erlösung mit nicht ganz so deutlicher Heilsgewißheit harren.

Die neue Ordnung der Dinge

Nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms 1840 läßt sich erwartungsgemäß eine Verschärfung seines Bedürfnisses nach Herrschaftsutopien konstatieren. Der Grund hierfür ist wohl auch in seinem allzulangen »Königtum im Wartestand«⁶⁷ zu suchen. Die Kronprinzenzeit als Zeit der Muße führte zwar zu ästhetischer Produktion, ließ aber die retardierte Thronbesteigung des schon Vierundvierzigjährigen selbst zur Krise werden.⁶⁸ Ein später Reflex dieser Krise ist der Brief Friedrich Wilhelms vom 11. August 1854 an Johann von Sachsen. Dort kondoliert er zum Tod von dessen Vater, König Friedrich August II. von Sachsen, und projiziert offensichtlich die eigenen Probleme beim Regierungsantritt auf den nun bevorstehenden seines Schwagers:

Für den gewissenhaften, für den christlichen Fürsten ist das Besteigen des Thrones immer der ernsteste Moment des Lebens. In dieser prüfungsreichen bängigen Zeit gehört der Augenblick zu den bängsten Prüfungen. Du, geliebter Freund, bist durch einen furchtbaren, niederschmetternden Schlag, der eine nie vernarbende Wunde reißt, durch die Hand Gottes des HErrn und wie durch Seinen Blitz auf den Thron geschleudert!!!!!! So, wie ich das empfinde, kann es nur der Bruder und der Freund, und das bin ich.⁶⁹

Nach der Übernahme der Regierungsverantwortung konnte sich Friedrich Wilhelm nicht mehr ohne weiteres nach Siam zurückziehen. Auch die juvenilromantische Utopie von Borneo konnte jetzt nicht mehr helfen, war sie doch eine solipsistische Fluchtutopie gewesen und mit ihrer insularen Konzeption auf das nun zu regierende Staatsgefüge Preußen mit seinen verstreuten und vielfältigen Territorien nicht übertragbar. Der Einbruch des preußischen Realitätsprinzips in den utopischen Traum gegen Ende des Romans hatte das Scheitern bereits präludiert: »Jetzt fiel mir's centnerschwer auf's Herz, ich müsse Morgen spätestens heimkehren, wollte ich nicht alle Pflichten aus den Augen setzen.«⁷⁰ So bleibt dieser Aufschwung in utopische Gefilde notwendig Fragment.⁷¹

Neues Terrain für Ordnungsentwürfe in der zunehmend sich revolutionierenden und konstitutionalisierenden politischen Landschaft⁷² des Vor- und Nachmärz wird die Religion. Eine rein politische Utopie hätte seine Sache nie sein können, stützte sich doch seine Politik von Gottes Gnaden auf eine religiöse Legitimationsbasis.⁷³ Vier »ordnungspolitische«⁷⁴ Texte zur Neustrukturierung der protestantischen Kirche in Preußen schreibt Friedrich Wilhelm 1840,⁷⁵ 1845,⁷⁶ 1846⁷⁷ und 1847/48.⁷⁸ Der erste, kurz vor dem Regierungsantritt entstanden, wird in einen Brief an Christian Carl Josias Bunsen eingebettet. Bunsen, treuer Freund und Mitstreiter in liturgiereformerischen Fragen,⁷⁹ Hauptpropagator der Gründung eines deutsch-englischen protestantischen Bistums in Jerusalem⁸⁰ und Verfasser des dem König gewidmeten Werkes »Die Basiliken des christlichen Roms nach ihrem Zusammenhange mit Idee und Geschichte der Kirchenbaukunst« (1842) mochte ihm als der ideale Adressat für Kirchenfragen erscheinen. Bunsen hatte ein offenes Ohr für solche radikalreformatorischen Überlegungen, während sie in orthodox-protestantischen Kreisen wie bei den dem König in Freundschaft verbundenen Brüdern Gerlach auf wenig Gegenliebe stießen, weil sie dadurch das landesherrliche Kirchenregiment bedroht sahen. Auch die Liberalen waren von den königlichen Reformvorstellungen nicht sehr angetan, fürchteten sie doch um den erhofften Ausbau der Synodalverfassung. Bestenfalls wurden die kirchenreformatorischen Phantasien Friedrich Wilhelms von beiden Lagern als unrealisierbare Phantastereien abgetan.⁸¹

Der krisenhafte Ausgangspunkt der utopischen Entwürfe einer nach den Idealen des Urchristentums neu geordneten Kirche scheint diesmal die Tatsache zu sein, daß der preußische Landesherr zugleich »summus episcopus« seiner Landeskirche ist. Hierin liegt für Friedrich Wilhelm eine untolerierbare Vermischung zweier Sphären, die streng voneinander getrennt gehalten werden müßten. Da sich die preußische Landeskirche jedoch derzeit in einem so desolaten Zustand befinde,⁸² daß ihr eine Reform aus eigenen Kräften unmöglich sei, müsse der »Fürst [...] nach bestem Willen und Gewissen das Terrain«⁸³ bereiten, um den »großen Plan«⁸⁴ durchzusetzen. Der »gegenwärtigen Gestaltlosigkeit«⁸⁵ muß re-formierend, formgebend entgegengewirkt werden, und Friedrich Wilhelm nimmt diese schwere Aufgabe auf sich: »Da, wo die Confusion der Begriffe zum täglichen Brod geworden ist, erscheint rechte Ordnung fast jederzeit als Confusion. Ich fühle das Verzweifelte der Aufgabe, in babylonische Sprach-Verwirrung hinein als Sachwalter kirchlicher Ordnung zu reden.«⁸⁶ Da der »Weg der Neuerung, des Rüttelns am Bestehenden«⁸⁷ immer die Gefahr birgt, daß dem Neuerer sein Werk durch eine Entwicklung von unkalkulierbarer Eigendynamik entgleitet, muß er sich auf bewährte Strukturen stützen.

Als eine Hauptquelle für die kirchenreformatorischen Vorstellungen des preußischen Königs hat Hanns Christof Brennecke die sogenannten »Apostolischen Konstitutionen« identifiziert.⁸⁸ Dieser Text, den das 19. Jahrhundert noch für ein authentisches Dokument des ersten nachchristlichen Jahrhunderts hielt, der aber tatsächlich in seiner heute überlieferten Form wohl aus dem 4. Jahrhundert n. Chr. stammt, hält ein klar durchorganisiertes System der abgestuften Platzzuweisung bereit,⁸⁹ das genau den Vorstellungen Friedrich Wilhelms von dem »alles beherrschenden Geist der Ordnung in der Ur-Kirche«⁹⁰ entsprach. Hieran anknüpfend sieht sein kirchenpolitisches »Ideal« eine episkopale Kirchenverfassung vor, in der neben dem Bischofs- und dem Diakonenamt ehrwürdige Familienväter als Gemeindevertreter tätig sein sollen. Der »Spezialauftrag« des Bischofs als Ordnungshüter wird durch apostolische Sukzession legitimiert: Die neue Ordnung der Dinge muß eine althergebrachte sein, denn das Neubauprojekt »Altapostolische Kirche« ist nur dann gerechtfertigt, wenn es gar kein Neubau, sondern nur die Restaurierung eines Altbaus, die Freilegung der »seit 1800 Jahren« existierenden Strukturen ist: »Es sey nur gerade so, wie damals *gebaut* worden, wieder zu *bauen*, zu *bauen*, aber nie einzuführen.«⁹¹ Das »monarchische Projekt« (Barclay) Friedrich Wilhelms ist – wie seine Pläne zur Errichtung römischer Basiliken auf märkischem Sand – ein restauratives Bauprojekt im legitimistischen Rückgriff auf alte Bau- und Herrschaftstechniken.⁹² So schreibt der König 1855 an Bunsen:

Ich sage fest ohne Wanken meine Ueberzeugung, daß die Kirche gebaut ist, daher kein Christ das Recht hat, einen andern Bau zu fördern, als den gegebenen. In den alten Kirchen ist der Bau dergestalt mit Menschenwerk beklext und unkenntlich gemacht, daß er mit dem der Lateranen Basilik zu vergleichen ist (wo alles Ursprüngliche darin steckt und nicht verhindern kann, daß die Kirche wie ein Betsaal aussieht).⁹³

Entsprechend bezog sich Friedrich Wilhelm in seinen architektonischen Entwürfen mit Vorliebe auf Kompendien, die die abgebildeten Gebäude – falls sie im Laufe der Zeit verändert oder gar zerstört wurden – in ihrem ursprünglichen, vom Erbauer gewünschten Zustand darstellten. Der »Choix des plus célèbres maisons de plaisance de Rome et de ses environs, mesurées et dessinées par Percier et Fontaine« ist hierfür das beste Beispiel.⁹⁴ Und die Potsdamer Friedenskirche ist nicht nur S. Clemente, »sozusagen nach den Apostolischen Konstitutionen verbessert«,⁹⁵ sondern ein gänzlich idealisiertes S. Clemente, da Friedrich Wilhelm seinen Entwurf nicht nach der eigenen römischen Anschauung, sondern nach den Vorgaben von Gutensohn und Knapp in ihren »Denkmälern der christlichen Religion oder Sammlung der ältesten christlichen Kirchen oder Basiliken Roms« (1822–1827) konzipierte: Ihre Abbildung zeigt das, was sich das 19. Jahrhundert unter einem purifizierten, selbstverständlich seiner barocken Zusätze entkleideten, »reinen« frühchristlichen Kirchenraum vorstellte.⁹⁶

Der römische Campanile der Friedenskirche, der sein trautes Geläute über die benachbarte Schule und das Hospital erschallen läßt, wo tätige Nächstenliebe praktiziert wird; die familiäre Kleinstgemeinde, in der jeder jeden kennt und wo der Vater Bischof gütig über seine Schäflein wacht: Dies scheint die perfekte Utopie frühchristlicher Idylle zu sein. Doch plötzlich ist nicht mehr von Kirchen, sondern von Gefängnissen die Rede. Im Brief von 1840 an Bunsen fordert Friedrich Wilhelm die »Einrichtung von Congregazionen junger Prediger bei den großen Zuchthäusern« und läßt die verräterische Klammer »(über deren Amerikanische Einrichtung ich seit Jahren schwärme)«⁹⁷ folgen. Nicht nur von Gefängnisseelsorge schwärmte Friedrich Wilhelm, sondern vor allem von dem sogenannten »pennsylvanischen System« des Strafvollzugs, das in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts in den Vereinigten Staaten entwickelt wurde und auf unerbittliche Isolierung der Gefangenen zum Zwecke vollständiger Überwachbarkeit abzielte. In gut puritanischer Manier sollte der Gefangene so lange allein mit seinem schlechten Gewissen eingesperrt bleiben, bis er vollständige Reue zeigte. Der sogenannte »Kerkermeister der Welt«, John Haviland, lieferte die erste architektonische Umsetzung dieser totalen Überwachungsphantasie mit seinem Eastern Penitentiary in Cherry Hill, Philadel-

phia, das als rund angeordnete Aneinanderreihung völlig identischer Zellen um einen für die Wächter bestimmten Mittelthurm konzipiert war.⁹⁸ Auf Friedrich Wilhelms zweiter Englandreise im Januar 1842 zur Taufe des Prinzen von Wales entstand nicht nur die Idee, diesem zukünftigen *defensor fidei* durch Cornelius einen »Glaubensschild« als nachträgliches Taufgeschenk anfertigen zu lassen.⁹⁹ Auch Gefängnisse wurden besichtigt,¹⁰⁰ und der preußische König war so begeistert von der Effizienz dieser Institutionen, daß er seinen Architekten Carl Ferdinand Busse beauftragte, das Zellengefängnis Moabit¹⁰¹ in Berlin 1842 nach dem gleichen »pennsylvanischen« Schema wie Pentonville Prison in London zu erbauen. In einem resümierenden Brief vom 21. Oktober 1855 beschreibt der preußische König das diesem Gefängnisbau zugrundegelegte Disziplinierungssystem:

Im Allgemeinen ist es eine nicht zu übersehende Wahrheit, daß *alle Liberale* die Feinde des Isolir Systems in den Strafhäusern sind. Ein schönes Zeugniß für das System, welches hingegen von Allen Christlich Gesinnten (*die* nemlich, die drum wissen) patronisirt wird. [...] Die Isolirung ist absolut von den Mit Sträflingen. Sonst aber ist von Absonderung von der Menschheit nicht die Rede. Im Gegentheil besteht das System hauptsächlich in wo möglich häufigem Besuch Solcher Männer, die es ernst und liebeich mit den Gefallenen meinen, und in fortgesetztem geistlichen Zuspruch christlicher Seelsorger. [...] Ist einmal der Besuch bey den Isolirten organisirt, so ist das System (menschlich zu reden) gewiß etwas außerordentlich Seegensreiches. [...] Noch bemerke ich, daß die pensylv: Häuser allein mit *frischen*, zum 1ten mal bestraften Verbrechern gefüllt werden sollen, *nicht* mit alten, verhärteten und öfter bestraften Sünden Böcken.¹⁰²

Nur Verbrecher, die noch nach den königlichen Maßgaben formbar waren, sollten also in den Genuß dieses Strafvollzugs gelangen. Mit einem Mal verwandelt sich das altapostolische Arkadien vor den Augen des erstaunten Lesers in Benthams Panoptikum.¹⁰³ An die Stelle von idyllischer Ruhe und Ordnung treten »Ordnung und Zucht«.¹⁰⁴ Jetzt erscheint auch das so ungewöhnliche Thema der Domausmalung von 1845 in einem neuen Licht: Das Harren der Kreatur auf Erlösung im Jüngsten Gericht spiegelt ebendiese Utopie einer vollkommen statisch gewordenen, disziplinierten Gesellschaft, die starr auf den Herrn im Himmel und seinen Stellvertreter auf Erden fixiert und damit absolut beherrschbar ist.

Überwachen und Herrschen

Man muß nicht allzuviel Foucault gelesen haben, um plötzlich in der »fingierten Rede«¹⁰⁵ Friedrich Wilhelms zur Kirchenreform das Dispositiv der Macht an allen Stellen durchschimmern zu sehen. Ein ideologiekritischer Blick auf die vermeintlich so humanitär organisierten Mikrokosmen der »Ecclesiae« – »eine jede Kirche ein selbständiges Ganzes, eine Einheit«¹⁰⁶ – zeigt ihre wahre Funktion: Die angeblich völlig »unhierarchische«¹⁰⁷ Kirchenordnung ist ein raffiniertes Herrschaftssystem, das sich einer fein abgestuften Hierarchie von Kontrollinstanzen bedient. Die Nuklei der Überwachung sind die einzelnen Ecclesiae, »organische Leiber, bewunderungswürdig organisirt«.¹⁰⁸ Ihre Größe bemißt sich an der »Idee einer apostolischen Kirche, nämlich: Uebersichtlichkeit für einen Vorsteher«.¹⁰⁹ Dieser vom Pfarrer leicht zu überblickende Nukleus¹¹⁰ ist multifunktional, so daß durch die »Multiplication der Aemter innerhalb jeder Ordnung« die Posten in den »Erziehungs- und Missions-Anstalten« strategisch besetzt werden können: »Mit einem Wort, Anwendung dieser miraculösen Ordnung auf all die Zwecke, um deretwillen die Römische Kirche »thätige Orden« gebraucht hat.«¹¹¹ Die identische Struktur der Ecclesiae befördert unter den gleichgeordneten Gemeindegliedern die gegenseitige Beobachtung – bei abweichendem Verhalten treten sogleich Mechanismen repressiver Toleranz in Kraft: Zwar werden schwarze Schafe keinesfalls aus der Gemeinschaft ausgeschlossen, aber »feierlich vor der ganzen Gemeinde im Heiligthum; unterm Gottesdienst«¹¹² ermahnt. Die Kontrolle des Gemeindepfarrers erfolgt im »Consistorium«, in dem der Bischof, der Wächter »über jede rechte Ordnung«,¹¹³ »die Pfarrer um sich versammelt, ihnen Bericht über die Erlebnisse der Woche abstattet und den ihrigen darüber entgegennimmt.«¹¹⁴ Unter der Woche sorgen die sogenannten »Ältesten« für hinreichenden Gewissensdruck bis zur nächsten Visitation: Sie rekrutieren sich aus besonders untadeligen Familienoberhäuptern und unterstützen den Bischof durch ihr Moralapostolat der Allzubewährten.¹¹⁵ Idealerweise sollte sich das Bischofsamt als oberste Kontrollinstanz innerhalb der jeweiligen Kirche durch eine lückenlose, bis auf die Ersteinsetzung durch Christus zurückreichende Tradition legitimieren, die ihren sinnbildlichen Ausdruck in der Ordination, dem Akt des Ein-Ordnen¹¹⁶ durch Handauflegung, findet. De facto ist diese direkte Traditionslinie jedoch durch abweichende historische Entwicklungen unterbrochen, so daß der König als derzeitiger Noch-Summus-Episcopus schweren Herzens selbst die Erstordination der einzusetzenden Bischöfe vornehmen muß.¹¹⁷

Die Ausbreitung dieses total und totalitär durchorganisierten Systems soll

durch »Granulation«¹¹⁸ der einzelnen Nuklei bei weltumfassender Missionstätigkeit geradezu metastatisch erfolgen:

Und diese Brennpunkte [der Ecclesiae] haben eine generische Kraft. Sie werden mit der Zeit selbständige Missionen, die nicht um die halbe Erdkugel herum nach Anweisungen und Verhaltens=Befehlen von ihren Committenten zu fragen haben. Solcher Missions=Platz kann und muß autonomie gewinnen. Solche Kirche wird Mutter=Kirche eines zukünftigen *christlichen Landes*.¹¹⁹

Bei hinlänglicher Konditionierung im Vorfeld ist auch Autonomie nicht mehr gefährlich. Sicherheitshalber muß jedoch einer den Überblick über das Gesamtsystem gleichgeordneter und gleich organisierter Kleinsteinheiten behalten. Dies kann aber nur derjenige sein, der sich in einer erhöhten Position befindet. Daher besetzt der König selbst diese Schlüsselstelle der Endkontrolle seiner Kirche als ihr »Oberster Ordner und Schirmherr«: »Er kann jetzt die Verhältnisse der einzelnen heiligen Kirchen zu einander ordnen.«¹²⁰ Indem Friedrich Wilhelm gemäß seiner patriarchalischen Herrschaftskonzeption die Vorstellung Benthams aufgibt, die Gefahr der Tyrannis dadurch bannen zu wollen, daß potentiell jeder – und jederzeit – den Überwacher im zentralen Turm des Panoptikums überwachen könne,¹²¹ sondern diese Funktion allein dem König vorbehält, ersetzt er die radikaldemokratische durch die obrigkeitsstaatliche Tyrannei. Politisch-pragmatisch ist das in den Texten zur Kirchenreform entworfene System wie maßgeschneidert für Preußens territoriale Sondersituation eines nicht geographisch geschlossenen Herrschaftsgebiets. Die »Sicherung ist die Hauptsache«,¹²² schreibt Friedrich Wilhelm 1846, und im Brief an Bunsen entwirft er seinen vielzitierten »Sommernachtstraum«: »der König wählt zu Wahrern der Kron=Rechte und seines Ordner= und Friedensrichter=Amtes über die Kirche statt der Oberpräsidenten die Bischöfe der historischen Sitze.«¹²³ »Sommernachtstraum« meint hier nicht nur – wie man bislang annahm – »selbsteingestandene Phantasterei« oder »Hirngespinnst«, der Begriff ist vielmehr ganz im Sinne Shakespeares zu lesen. Der Autor des hier inszenierten »Festes der Einbildungskraft« ist der einzige, der das Verwirrspiel aus seiner auktorialen Position heraus überschauen und zu einem »schönen«, neu geordneten Ganzen, zu einem literarischen Kunstwerk machen kann.¹²⁴

Wem diese Vorwürfe totalitärer Machtphantasien übertrieben erscheinen, den wird ein Blick in den Brief Friedrich Wilhelms an Johann von Sachsen vom 23. September 1830 vielleicht eines Besseren belehren. Die dort vorgetragenen Tiraden gegen das revoltierende »Otterngezücht« zeigen, welch drastische Unterwerfungen der »Canaille« dem Kronprinzen vorschwebten. Sein Haß auf

alles Revolutionäre diktiert ihm bereits zu diesem frühen Zeitpunkt absolute Kompromißlosigkeit, und daran sollte sich auch später nichts ändern. Die Konstanz seiner rationalistischen Strategien zur Herrschaftskonsolidierung ist erstaunlich und stört das Wunschbild vom »modernen Romantiker« auf dem Thron der Caesaren nachhaltig: »Ein Befehl an Eure Garnisonen, und sie besetzen jauchzend die ungehorsamen Städte Dresden und Leipzig, und wehe denen, die Widerstand leisten wollen [...]; und flösse ein Wenig Blut, nun denn mit Gottes Hülfe fließe es; es ist dann *gewiß* solches Blut, das besser auf dem Pflaster des Alten und NeuMarkts an seinem Platz ist als in den Adern, die es jetzt durchströht.«¹²⁵ Dies ist die perfekte Struktur von Macht: Sie ist absolut, kann aber ihre Verantwortung jederzeit an das sie begründende Prinzip nach oben abgeben.

Trotz der resignativen Feststellung Friedrich Wilhelms: »aber das ganz Gute geschieht nun einmal nicht«,¹²⁶ scheint er den Glauben an die Realisierbarkeit seiner Machtutopien nicht gänzlich aufgegeben zu haben. Erneut richten sich seine Hoffnungen auf ostasiatische Gefilde, diesmal, 1850, allerdings nicht mehr auf Borneo, sondern auf China, das er meint, in ein radikalprotestantisches Musterland umbilden zu können: »Ich glaube ehrlich, daß Rom gegen eine *der* Art organisch ›anschließende‹ wirkliche Nationalkirche, gegen diese Phalanx zahlloser apostolischer Brenn- und Lebens-Punkte nichts vermögen wird.«¹²⁷

Friedrich Engels hat die Persönlichkeit Friedrich Wilhelms in seinem hell-sichtigen Porträt des preußischen Königs von 1842 als »die äußerste Konsequenz des preußischen Prinzips«¹²⁸ bezeichnet. Konsequenter preußisch waren jedoch nur die Phantasien des Königs, und dies auch nur im landläufig-metaphorischen Sinn – die politische Realität, an der seine Vorstellungen ebenso scheiterten wie an ihrer eigenen übertriebenen Konsequenz, sah anders aus. Dort setzten sich die konstitutionellen Tendenzen und die revolutionären Errungenschaften durch, ob der König es wollte oder nicht. Engels hat seinen Text mit der rhetorischen Frage enden lassen, »ob er jemals sein System durchsetzen werde? Darauf läßt sich glücklicherweise mit Nein antworten. [...] Dann aber kann noch manches folgen, und Preußens jetzige Lage hat viel Ähnlichkeit mit der Frankreichs vor – doch ich enthalte mich aller voreiligen Schlüsse.«¹²⁹ Es sollte in der Tat noch manches folgen, doch wie das aussehen würde, konnte sich selbst die Phantasie eines Engels nicht ausmalen.

»... man fingirt sich ein gemaltes Preußen« (*Christine Tauber*)

- 1 Zitiert nach D. E. Barclay, *Anarchie und guter Wille. Friedrich Wilhelm IV. und die preußische Monarchie 1840–1861*, 1995, S. 193. Die vollständige Rede, von der Ranke meinte, sie habe »in ihrer Art etwas Erhabenes« und erinnere »an die Psalmen des Königs David«, findet sich in: *Reden und Trinksprüche seiner Majestät Friedrich Wilhelm des Vierten, Königes von Preußen*, 1855, S. 41–56; vgl. L. v. Ranke, Artikel *Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen*, in: *ADB*, Bd. 7, 1878, S. 729–776, hier: 759. – Zum Vereinigten Landtag vgl. Barclay, *Anarchie und guter Wille*, S. 191–195.
- 2 J. Burckhardt, Brief vom 9. 7. 1847, in: *ders., Briefe. Vollständige und kritisch bearbeitete Ausgabe*, hg. v. M. Burckhardt, Bd. 3, 1955, S. 77 f.
- 3 Vgl. H. v. Treitschke, *Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert*, 3. Thl., 1885, S. 120: »Wie ein Schmetterling flog sein Geist von Blume zu Blume über die weiten Auen des idealen Genusses. Nie war er glücklicher, als wenn ihn ein »göttlicher Sommernachtstraum« umfing, wenn er von Hellas träumte oder von der ewigen Stadt oder von der Einheit der allgemeinen evangelischen Kirche; dann malte er sich die Bilder seiner Sehnsucht in glühenden Farben aus, bis er Traum und Wirklichkeit kaum noch unterscheiden konnte.«
- 4 Hierzu G. Grünthal, *Verfassungsdenken und Regierungsstil. Politische Ordnung, Revolution und politische Praxis im Umkreis Friedrich Wilhelms IV.*, in: P. Krüger und J. H. Schoeps (Hg.), *Der verkannte Monarch. Friedrich Wilhelm IV. in seiner Zeit*, 1997, S. 123–143, v. a. 129 u. 141.
- 5 *Friedrich Wilhelm IV., Die Königin von Borneo. Ein Roman*, hg. v. F.-L. Kroll, 1997, S. 23.
- 6 *Die Königin von Borneo*, S. 2 ff.
- 7 *Ebd.*, S. 50.
- 8 F.-L. Kroll, *Friedrich Wilhelm IV. als Dichter. Über das Romanfragment »Die Königin von Borneo«*, in: *Die Königin von Borneo*, S. 117–138; *ders., Friedrich Wilhelm IV. und das Staatsdenken der deutschen Romantik*, 1990, S. 29 ff. et passim; vgl. auch F. Apel, *Die Zaubergärten der Phantasie. Zur Theorie und Geschichte des Kunstmärchens*, 1978.
- 9 N. Miller, *Gaspare Spontinis »Nurmahal oder Das Rosenfest in Kaschmir« und die Romantisierung der europäischen Oper*, in: *Atti del terzo Congresso Internazionale di studi spontiniani*, 1983, S. 367–420, hier: S. 398; zu den Bühnenentwürfen zu »Lalla Rûkh« und »Nurmahal« vgl. S. 397 ff.
- 10 Barclay, *Anarchie und guter Wille*, S. 162, attestiert Friedrich Wilhelm eine »theatralische Persönlichkeit«, eine Charakterisierung, die ihre Bestätigung im Feldzugstagebuch des Kronprinzen von 1813 findet: Dort wird der Abschied am Grab der Mutter, wo der ausziehende »Kreuzritter« die letzte Weihe vor dem Kampf

- gegen den Satan Napoleon zu empfangen meint, zur Opernszene stilisiert – schließlich hatte man am Vorabend noch Glucks »Armida« im Opernhaus gesehen; vgl. Das Feldzugstagebuch des Kronprinzen Friedrich-Wilhelm von Preußen aus dem Jahre 1813. Mitgeteilt von H. Granier, in: Hohenzollern-Jahrbuch 17 (1913), S. 96–104, 100 mit Anm. 3.
- 11 Zur Terminologie vgl. den grundlegenden Aufsatz von A. Doren, Wunschräume und Wunschzeiten, in: Vorträge der Bibliothek Warburg 1924–1925 (ersch. 1927), S. 158–205.
- 12 Sein Versuch, solche utopischen Vorstellungen im Detail für Charlottenhof nachzuweisen, ist dagegen zu sehr von ideologischen Prämissen geprägt: H. Schönmann, Schloß Charlottenhof und die Römischen Bäder – ein utopisches Gesellschaftsmodell, in: Das Werk Schinkels und seine Bedeutung für die DDR, 1981, S. 122–127, hier 123.
- 13 Die Königin von Borneo, S. 68.
- 14 Ebd.
- 15 Ebd., S. 87.
- 16 Ebd., S. 79.
- 17 Vgl. ebd., S. 84–90. Dort wird die Sitzordnung der zum Festbankett versammelten Könige und Fürsten der angrenzenden Reiche beschrieben, eine Ordnung, die sowohl auf der vertikalen Ebene durch Stufen wie auf der horizontalen durch das Sitzen rechts oder links des Königs von Borneo hierarchisch gegliedert ist. Der Thron des Königs im Reichssaal ist über alle anderen Sitzgelegenheiten durch zwanzig Stufen erhoben, und Friedrich Wilhelm wird in der Hierarchie dadurch ausgezeichnet, daß ihn der König bittet, »den Platz heut' einzunehmen, der seinem Sohn gebühre, wenn er einen hätte. [...] Satischeh [die Königstochter] nahm rechts auf azurnem Polster Platz und ich mußte mich links setzen, nur sieben Stufen vom König ab. Geradezu waren fünf Throne aufgeschlagen für die fünf anerkannten Könige, seine Vasallen. [...] Er lud nun die Könige und Fürsten (deren letztere, gegen sechzig gewiß, auf niedrigeren Sitzen zwischen den sechs Thronen und in den goldnen Säulenhallen des Saals gesessen hatten) zum großen Banquett ein«. Auf Friedrich Wilhelms besonderes Interesse an Hofetikette und Rangsystemen verweist auch Barclay, Anarchie und guter Wille, S. 116. Vgl. hierzu den Brief des preußischen Königs an Ernst v. Bodelschwingh vom 30. 3. 1847, in dem er umständlichst erörtert, wie der Etikette entsprechend bei der Eröffnung des Vereinigten Landtages zu verfahren sei (in: Neue Quellen zur Geschichte Preußens im 19. Jahrhundert, hg. v. H.-J. Schoeps, 1968, S. 394 f.).
- 18 Friedrich Wilhelms architektonische Entwürfe werden ausführlich behandelt bei L. Dehio, Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Ein Baukünstler der Romantik, 1961; vgl. weiterhin: A. Geyer, König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen als Architekt, in: Deutsche Bau-Zeitung 56 (1922), S. 529–543, 545–555, 557–562; ders., König Friedrich Wilhelm IV. und seine Bauten, in: Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins 42 (1925), S. 81–88.

- 19 A. Wesenberg, Freistätte für Kunst und Wissenschaft. Die Berliner Museumsinsel, in: Friedrich Wilhelm IV. Künstler und König. Zum 200. Geburtstag, Katalog der Ausstellung, 1995, S. 79–84, hier 79.
- 20 Hierzu Wesenberg, Freistätte; vgl. auch H. Engel, Friedrich Wilhelm und die Baukunst, in: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 36 (1987), S. 157–203, hier 181.
- 21 Vgl. hierzu M. Cometa, Il romanzo dell'architettura. La Sicilia e il Grand Tour nell'età di Goethe, 1999, v. a. S. 181 ff.
- 22 Zum Pfingstbergprojekt: A. Fritsche, Der Pfingstberg in Potsdam, 1995, und F. Schreiber, Der Pfingstberg und seine italienischen Vorbilder, in: Deutschland – Italien. Festschrift für Wilhelm Waetzoldt, 1941, S. 327–339.
- 23 Die Königin von Borneo, S. 95 f.
- 24 König Friedrich Wilhelms IV. Briefwechsel mit Ludolf Camphausen, hg. v. E. Brandenburg, 1906, S. 252. Auch in seinem Patent vom 3. Februar 1847 zur Verfassungsänderung hatte Friedrich Wilhelm Revolten mit dem Versuch gleichgesetzt, »ein Reich der Willkür, Gottlosigkeit und Unordnung aufzurichten«, vgl. Ranke, ADB, S. 754. – D. E. Barclay zitiert in seinem Aufsatz »Denkmal und Revolutionsfurcht« (in: Jahrbuch für Brandenburgische Landesgeschichte 44 [1993], S. 130–160, hier 137) eine ähnliche Äußerung Friedrich Wilhelms von Ende Dezember 1848: »Der Kampf des Göttlichen Rechts und der Göttlichen Ordnung hat begonnen, und was das Gegentheil beyder, »die Revoluzion«, getrennt hatte, vereinigt die wieder gewonnene Ehre!«
- 25 In dem oben zitierten Brief an Arndt hieß es eingangs (S. 250): »Zuvörderst das Bekenntniß, daß der scheußliche, ekle Schlamm des Jahres 48 mir die Taufgnade nicht abgewaschen, wohl aber, daß ich mir den Schlamm abgewaschen habe, und, wo es noch nöthig, noch abwasche.«
- 26 Hierzu den an späterer Stelle zitierten Brief an Ancillon vom 15. 9. 1814.
- 27 Brief an die Schwester Charlotte von 1850, zitiert nach D. Blasius, Friedrich Wilhelm IV. Psychopathologie und Geschichte, 1992, S. 159 f.
- 28 Brief vom 25. 10. 1828, Briefwechsel zwischen König Johann von Sachsen und den Königen Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. von Preußen, hg. v. Johann Georg Herzog von Sachsen, 1911, S. 35 [Hervorhebung durch Kursivierung von der Verf.] – Zu Friedrich Wilhelms Italienreise vgl. E. Zimmermann, Die erste Reise nach Italien, in: Katalog Künstler und König, S. 135–140; zum »goetheschen« Typus des Italienreisenden vgl. C. Tauber, Der lange Schatten aus Weimar. Goethe und Burckhardts Italienbild, in: Italien in Aneignung und Widerspruch, hg. v. G. Oesterle, B. Roeck, C. Tauber, 1996, S. 62–92.
- 29 Vgl. Dehio, Baukünstler der Romantik, S. 60.
- 30 Zimmermann, Die erste Reise nach Italien, S. 135, nennt u. a. den Abbé de Saint-Non, Piranesi, Bianchini, Palladio, Gutensohn/Knapp, Percier/Fontaine und Canina.
- 31 Vgl. Niebuhrs Äußerung von 1825, zit. bei G.-H. Zuchold, Antike und Mittelalter bei Friedrich Wilhelm IV., in: Katalog Künstler und König, S. 72, und Geyer, König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen als Architekt, S. 535.

- 32 Zit. nach Zimmermann, *Die erste Reise nach Italien*, S. 137; vgl. auch ebd., S. 140, über Vicenza, »wo in Palladios herrlichen Pallästen & Fassaden mir viel Potsdamer Anklänge sich aufdrängten.«
- 33 H.-W. Krufft, *Städte in Utopia. Die Idealstadt vom 15. bis zum 18. Jahrhundert*, 1989, S. 14: »Utopien besitzen häufig einen sozialrevolutionären Charakter, während Idealstädte eher eine reformierende Überhöhung bestehender gesellschaftlicher Zustände anstreben, da die politische Rolle der Begründer nicht in Frage gestellt wird.«
- 34 Hierzu R. Saage, *Politische Utopien der Neuzeit*, 1991, S. 151–233.
- 35 Th. Nipperdey, *Die Utopia des Thomas Morus und der Beginn der Neuzeit*, in: ders., *Reformation, Revolution, Utopie. Studien zum 16. Jahrhundert*, 1975, S. 113–146, hier 127.
- 36 Dies zeigte sich auch in seiner nur partiell begeisterten Reaktion auf Bettina von Arnims »Königsbuch«. Dies Buch sollte ihm nur in den Teilen gehören, in denen es den göttlich unmittelbar inspirierten Herrscher verherrlichte, nicht aber in den Passagen, in denen das Ideal der Volkssouveränität und des »demokratischen Monarchismus« entwickelt wurde; vgl. Kroll, *Staatsdenken der deutschen Romantik*, S. 53–61.
- 37 A. v. Humboldt, *Kosmos*, hg. v. H. Beck, in: *Alexander von Humboldt Studienausgabe*, Bd. 7/1, 1993, wo der Kosmos als »harmonisch geordnetes Ganzes« (S. 14) und der Naturgenuß als »das Ordnungsmäßige, Gesetzliche« (S. 25 f.) definiert werden. Vgl. auch S. 17: »Naturgemälde, nach leitenden Ideen aneinandergereiht, sind nicht allein dazu bestimmt, unseren Geist angenehm zu beschäftigen; ihre Reihenfolge kann auch die Graduation der Natureindrücke bezeichnen«, und S. 62: »Kosmos als Universum, als Weltordnung, als Schmuck des Geordneten [...]. Möge dann die unermeßliche Verschiedenartigkeit der Elemente, die in ein Naturbild sich zusammendrängen, dem harmonischen Eindruck von Ruhe und Einheit nicht schaden, welcher der letzte Zweck einer jeden literarischen oder rein künstlerischen Komposition ist.« – Friedrich Wilhelms Bemühungen, die Umgegend von Potsdam in einen »Garten« zu verwandeln, geht sicherlich auch mit auf Humboldts Kosmosverständnis zurück; zur Gartengestaltung vgl. M. Seiler, *Friedrich Wilhelm und Lenné*, in: *Katalog Künstler und König*, S. 63–69, und H. Börsch-Supan, *Königsphantasien und die Botschaft der Bilder*, ebd., S. 105–110.
- 38 E. Cabet, *Voyage et aventures de Lord W. Carisdall en Icarie*, 1840.
- 39 Zu diesem Terminus vgl. F. Seibt, *Utopie als Funktion abendländischen Denkens*, in: *Utopieforschung. Interdisziplinäre Studien zur neuzeitlichen Utopie*, hg. v. W. Voßkamp, Bd. 1, 1982, S. 254; vgl. auch F.-L. Kroll, *Politische Romantik und romantische Politik bei Friedrich Wilhelm IV.*, in: *Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschland* 36 (1987), S. 105, der vom »utopisch«-konservativen Universalismus Friedrich Wilhelms IV. spricht. Dies ist übrigens fast die einzige Stelle in der umfangreichen Literatur zu Friedrich Wilhelm, an der der Begriff des »Utopischen« überhaupt auftaucht.
- 40 R. Koselleck, *Die Verzeitlichung der Utopie*, in: *Utopieforschung*, Bd. 3, 1982, S. 1–14.

- 41 K. Mannheim, *Ideologie und Utopie*,³ 1952, S. 199.
- 42 Th. Nipperdey, *Die Funktion der Utopie im politischen Denken der Neuzeit*, in: ders., *Gesellschaft, Kultur, Theorie*, 1976, S. 74–88, hier 77.
- 43 Zum folgenden vor allem D. Blasius, *Friedrich Wilhelm IV. Psychopathologie und Geschichte*, 1992.
- 44 Zit. nach ebd., S. 34.
- 45 Vgl. hierzu ebd., S. 55.
- 46 *Die politischen Testamente der Hohenzollern*, bearb. v. R. Dietrich, 1986, S. 754 f.
- 47 Die beiden entscheidenden Briefe – der des Kronprinzen flehend, der des Vaters geschäftsmäßig wie immer – sind als Faksimilia reproduziert in: *Die Jugend des Königs Friedrich Wilhelm IV. und des Kaisers und Königs Wilhelm I. Tagebuchblätter ihres Erziehers Friedrich Delbrück*, Bd. 3, 1907, nach S. 272. Seinen so charakteristischen, häufig um Freundschaft, Liebe und Anerkennung geradezu bettelnden Briefstil bewahrte sich Friedrich Wilhelm bis in hohe Alter (vgl. F. Stock, *Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Carl Friedrich von Rumohr*, in: *Jahrbuch der preußischen Kunstsammlungen*, Beiheft zum 35. Bd., 1914), ebenso wie er – insbesondere in der Korrespondenz mit Johann von Sachsen – noch lange die zum Teil recht albernen Floskeln seines jugendlichen Freundschaftskultes reproduzierte.
- 48 Friedrich Wilhelm tituliert sich selbst – in signifikanter Reihenfolge – in einem Brief an das Staatsministerium vom 4. 6. 1848 als »Mensch, Preuße und König«, in: *Briefwechsel mit Ludolf Camphausen*, S. 144.
- 49 Vgl. in der »Königin von Borneo« die fast prophetisch zu nennende Stelle, die bereits auf die Vater-Sohn-Konflikte um die Eheschließung mit Elisabeth von Bayern vorauszuweisen scheint: »Dieser Tag war ein glücklicher Tag für mich. Der König verlangte, ich sollte den ganzen Tag bey ihm zubringen. Doch sah ich sie [die geliebte Königstochter Satischeh-Cara] mehr als ihn. Und in ihrer Nähe war ich so überaus glücklich, wie Du mich nie gesehen, und wie Du mich nur sehen wirst, beste Schwester, wenn mir's gelingt, Papa zu überzeugen, und ich dann vom Rücken des Roc's in Deine Arme das schönste Weib der Erde führen kann!!!!!!« (S. 103).
- 50 Diese Ansprache hat Dirk Blasius zutreffend als »weltliche Hochzeitspredigt« bezeichnet *Friedrich Wilhelm IV.*, S. 100.
- 51 *Katalog Künstler und König*, S. 188.
- 52 Hierzu: C. Tauber, *Jacob Burckhardts »Cicerone«. Eine Aufgabe zum Genießen*, 2000, S. 125 f. u. 176 f.
- 53 H.-J. Mähl, *Der poetische Staat. Utopie und Utopiereflexion bei den Frühromantikern*, in: *Utopieforschung*, Bd. 3, 1982, S. 273–302, hier 280, wo er auch an das Schlegelsche Diktum vom »rückwärts gekehrten Propheten« erinnert.
- 54 Vgl. Mannheim, *Ideologie und Utopie*, S. 203.
- 55 Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen, hg. v. L. v. Ranke, in: ders., *Sämtliche Werke*, Bd. 49/50, 1887, S. 420. Vgl. auch den Brief an Johann v. Sachsen vom 31. 7. 1844, *Briefwechsel*, S. 211 f.

- 56 Vgl. Das Feldzugstagebuch, S. 98, und das dazugehörige Frontispiz, auf dem der mit einem Glaubensschild bewehrte Erzengel den Satan in den Abgrund stößt. – Beim Ankauf des Mosaiks aus S. Cipriano auf Murano im Jahr 1834 und seiner späteren Anbringung in der Potsdamer Friedenskirche dürfte wohl die Tatsache eine nicht unbedeutende Rolle gespielt haben, daß dort neben der Deesis auch die Erzengel Raphael und Michael dargestellt sind; vgl. H. Hallensleben, Ein venezianisches Mosaik des Mittelalters in Potsdam, in: Jahrbuch der Max-Planck-Gesellschaft (1983), S. 753–756.
- 57 Brief an Johann von Sachsen vom 31. 5. 1832, Briefwechsel, S. 127.
- 58 Zit. n. F. Büttner, Peter Cornelius. Fresken und Freskenprojekte, Bd. 2, 1999, S. 322 [Hervorhebung durch Kursivierung von der Verf.]. Dort schreibt Büttner zutreffend: »Daß die Geschichte im Weltgericht enden werde, war für Friedrich Wilhelm IV. ein unbezweifelnder Glaubenssatz.«
- 59 Zu den Fakten und Hintergründen: F. Büttner, Peter Cornelius, S. 313–333; C.-W. Schümann, »In Erwartung des Jüngsten Gerichts«. Zur Ausstattung eines von F.A. Stüler geplanten Berliner Doms, in: Kunst in Hessen und am Mittelrhein II (1971), S. 85–105, wiederabgedr. in: ders., Der Berliner Dom im 19. Jahrhundert, 1980.
- 60 Büttner, Peter Cornelius, S. 443.
- 61 Zit. nach Schümann, Der Berliner Dom, S. 89.
- 62 Vgl. E. Förster, Peter von Cornelius. Ein Gedenkbuch aus seinem Leben und Wirken, Thl. II, 1874, S. 388.
- 63 Auch in seinen eigenen architektonischen Entwürfen pflegte der König zumeist nur die Grunddispositionen, die »Verhältnisse« also, anzugeben, die detaillierte Ausarbeitung überließ er dann gerne seinen Mitarbeitern; vgl. A. W. Stüler, Ueber die Wirksamkeit Königs Friedrich Wilhelm IV. in dem Gebiete der bildenden Künste, in: Zeitschrift für Bauwesen II (1861), Sp. 520–535, hier 521; Geyer, König Friedrich Wilhelm IV. als Architekt, S. 527 f.
- 64 Vgl. Schümann, Der Berliner Dom, S. 90: »Der ständisch gegliederte Staat neofeudaler Prägung erscheint als Wunsch- und Idealbild auch im Programm zum Nischenschmuck.«
- 65 Eine wahre Dante-Manie durchzieht vor allem den Briefwechsel mit Johann von Sachsen, der selbst unter dem Pseudonym Philaletes eine umfassend kommentierte Übersetzung der »Divina Commedia« vorbereitete und von Friedrich Wilhelm daher stets scherzhaft mit »Sasso di Dante« angeredet wird. Indizien für den prägenden Einfluß Dantes sind die Pilgerfahrt zu seinem Grabmal in Ravenna auf der Italienreise (Briefwechsel, S. 22); die Bemühungen Friedrich Wilhelms, Carl Gustav Carus' Höllenplan zur »Göttlichen Komödie« zu erhalten (ebd., S. 39, 46); der Erwerb von Joseph Anton Kochs Dantezeichnungen (ebd., S. 183); schließlich die illusorische Idee, eine »Catedra di Dante« in Berlin einzurichten und mit Leopardi zu besetzen; vgl. auch Friedrich Wilhelms eigene Zeichnungen zur »Divina Commedia«, Katalog Künstler und König, S. 237 f.
- 66 Schümann, Der Berliner Dom, S. 98.
- 67 Blasius, Friedrich Wilhelm IV., S. 71.

- 68 Vgl. U. Oevermann, Krise und Muße. Struktureigenschaften ästhetischer Erfahrung aus soziologischer Sicht. Unveröffentl. Ms. des Vortrags vom 19. Juni 1996 in der Städel-Schule, Frankfurt a. M. [download: http://www.rz.uni-frankfurt.de/~hermeneu/bib_oev.htm].
- 69 Briefwechsel, S. 305 f.
- 70 Die Königin von Borneo, S. 104.
- 71 Zum Zusammenhang von erfüllter Utopie – der Held in Borneo erinnert sich ausgerechnet in dem Moment an seine heimatlichen Pflichten, als er »zum erstenmale die Liebe – und das mit einer Gewalt wie Wenige je sie fühlten« (ebd.) erlebt – und Fragment: Mühl, Der poetische Staat, S. 291.
- 72 Barclay überträgt Henry Kissingers Charakterisierung der Situation Metternichs als »Dilemma[s] des Konservativen in einer revolutionären Zeit« zurecht auf Friedrich Wilhelm IV.: D. E. Barclay, König, Königtum, Hof und preußische Gesellschaft in der Zeit Friedrich Wilhelms IV., in: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 36 (1987), S. 1–21, hier 17; vgl. auch Grünthal, Verfassungsdenken, S. 129. Barclays (auch in: Anarchie und guter Wille, passim vorgetragene) These, Friedrich Wilhelm sei ein »moderner« Monarch gewesen, bleibt gerade vor diesem Hintergrund reiner Appell.
- 73 Barclay bezeichnet Friedrich Wilhelms religiöse Überzeugungen zurecht als den »Grundstein seines ideologischen Gebäudes«: Anarchie und guter Wille, S. 134.
- 74 Vgl. C. Schütz, Preußen in Jerusalem (1800–1861). Karl Friedrich Schinkels Entwurf der Grabeskirche und die Jerusalempläne Friedrich Wilhelms IV., 1988, S. 119.
- 75 Brief vom 24. 3. 1840, in: Bunsen, Briefwechsel, S. 373–392.
- 76 Zwei Aufsätze König Friedrich Wilhelms IV., in: E. L. v. Gerlach, Aufzeichnungen aus seinem Leben und Wirken 1795–1877, hg. v. J. v. Gerlach, 1903, S. 444–474 [1. Aufsatz vom 8. Dezember 1845].
- 77 Ebd., S. 475–510 [2. Aufsatz vom 6. Februar 1846].
- 78 Dieser Text, der Gedanken der früheren Aufsätze wiederholt und einen besonderen Schwerpunkt auf die Synodalverfassung legt, wurde von Johannes Heckel mit einem einführenden Kommentar publiziert, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, K.A. 43 (1922), S. 444–459.
- 79 J. Krüger, Friedrich Wilhelm IV. und Bunsen, Katalog Künstler und König, S. 121–125.
- 80 Vgl. K. Schmidt-Clausen, Vorweggenommene Einheit. Die Gründung des Bistums Jerusalem im Jahre 1841, 1965, und Schütz, Preußen in Jerusalem; zum Jerusalem-Projekt und zu den religiösen Überzeugungen Friedrich Wilhelms: J. Mehlhausen, Friedrich Wilhelm IV. Ein Laientheologe auf dem preußischen Königsthron, in: Vom Amt des Laien in Kirche und Theologie. Festschrift für Gerhard Krause, 1982, S. 185–214.
- 81 Vgl. H.-C. Kraus, Ernst Ludwig von Gerlach. Politisches Denken und Handeln eines preußischen Altkonservativen, 1992, S. 301–304.
- 82 1. Aufsatz, S. 444.
- 83 Bunsen, Briefwechsel, S. 385.

- 84 Ebd., S. 386.
- 85 2. Aufsatz, S. 479.
- 86 1. Aufsatz, S. 452.
- 87 Bunsen, Briefwechsel, S. 385.
- 88 H. C. Brennecke, Eine heilige apostolische Kirche. Das Programm Friedrich Wilhelms IV. von Preußen zur Reform der Kirche, in: Berliner Theologische Zeitschrift 4 (1987), S. 231–252, hier 246 ff.
- 89 Les Constitutions Apostoliques, éd. p. M. Metzger, 3 vols., 1985–1987. – Vgl. v. a. livre II, 57, 1–4: »La liturgie eucharistique. L'édifice cultuel«; ibid., 10–13: »Le bon ordre dans l'assemblée«; liv. IV, 13, 1–2: »Soumission aux autorités: Soyez soumis à toute royauté et à tout commandement en ce qui plaît à Dieu, comme à *des ministres de Dieu* et à des vengeurs des impies«; liv. VII, 31, 5–32, 5: »L'attente eschatologique«; liv. VIII, 46, 1–17: »La discipline ecclésiastique«.
- 90 1. Aufsatz, S. 461.
- 91 Bunsen, Briefwechsel, S. 375.
- 92 Vgl. Schinkels Bericht über die Restaurierung und den Fortbau von Stolzenfels, der schreibt, »daß alles, was neu an dem Schlosse aufgeführt werden sollte, die alte Technik an demselben genau nachahmt [...]: damit womöglich garnicht bemerkt werden kann, wo das alte Mauerwerk aufhört und das neue anfängt.« Zit: nach Zuchold, Antike und Mittelalter bei Friedrich Wilhelm IV., S. 73.
- 93 Bunsen, Briefwechsel, S. 574.
- 94 Vgl. Percier, Fontaine, ²1824, Discours préliminaire, p. 2: »pour rendre justice à leurs auteurs, il falloit représenter les ouvrages tels qu'ils avoient été conçus, et non pas toujours dans l'état où nous les avons trouvés; car souvent dégradés par l'ignorance des innovateurs, ou par le caprice des propriétaires, quelques uns n'ont conservé de leur première forme qu'une disposition difficile à rennoître.« – Friedrich Wilhelm griff besonders häufig auf Kompendien zurück, die darauf zielten, »offrir des matériaux utiles aux progrès de l'art que nous professons« (ibid.), so auf Luigi Caninas »Ricerche sull'architettura più propria dei tempj cristiani, basate sulle primitive istituzioni ecclesiastiche e dimostrate tanto con i più insigni vetusti edifizj sacri quanto con alcuni esempj di applicazione« von 1846, wo die Nutzenanwendung bereits im Titel steht.
- 95 Krüger, Friedrich Wilhelm IV. und Bunsen, S. 124. – Zu den »frühchristlichen« Kirchenbauten Friedrich Wilhelms vgl. E. Börsch-Supan, Berliner Baukunst nach Schinkel 1840–1870, 1977.
- 96 Vgl. die Abbildung bei G.-H. Zuchold, Friedrich Wilhelm IV. und die Byzanzrezeption in der preußischen Baukunst, in: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 36 (1987), S. 214.
- 97 Bunsen, Briefwechsel, S. 386.
- 98 Vgl. C. Mignot, Architektur des 19. Jahrhunderts, 1994, S. 213 ff.
- 99 Ausführlich hierzu C.-W. Schumann, *Clipeus virtutis* oder der Glaubensschild, in: Munuscula Discipulorum. Kunsthistorische Studien, Hans Kauffmann zum 70. Geburtstag, 1968, S. 287–305, und F. Büttner, Peter Cornelius, S. 275–287.

- 100 Zu den Besuchen des Königs in Newgate und Copenhagen Fields vgl. D. v. Hellermann, Friedrich Wilhelms IV. Besuche in England, in: Katalog Künstler und König, S. 149.
- 101 Vgl. W. Schäche, Das Zellengefängnis Moabit. Zur Geschichte einer preußischen Anstalt, 1992. Die Einrichtung des Diakonissenhauses Bethanien 1844 als königlichen »Ideologiebaues« untersucht D. Hoffmann-Axthelm, Bethanien – eine historische Anmerkung zum Verhältnis von Architektur und Ideologie, in: Architektur-Experimente in Berlin und anderswo. Für Julius Posener, hg. v. S. Günther und D. Worbs, 1989, S. 138–153. Er kommt zu vergleichbaren Ergebnissen: »Friedrich Wilhelm war also auch als Architekt, gerade indem er moderner war als irgendein anderer in Berlin, vollständig Reaktionär. [...] Bei Nichtgehorsam der Realität wurden Gewaltmaßnahmen eingesetzt [...]. Wo die künstlerische Entscheidung immer auch eine politische war, war derselbe Voluntarismus, der seine gesellschaftlichen Träume gebaut sehen wollte, auch bereit, den Bürgerkrieg zu eröffnen« (S. 153).
- 102 Brief an Johann von Sachsen, Briefwechsel, S. 342–345. Friedrich Wilhelm beklagt hier weiterhin, daß seine »wohldurchdachte Haus Ordnung« dadurch zunichte gemacht worden sei, daß das auf strenge Einzelhaft angelegte Gefängnis (»Es ist als Pensylv: Haus nach dem Muster von Pentonville zu London gebaut«) nach dem »Polen Prozess« überbelegt und mehrere Häftlinge in eine Zelle gesperrt wurden.
- 103 J. Bentham, Panopticon; Or the Inspection House, 1791.
- 104 1. Aufsatz, S. 464.
- 105 2. Aufsatz, S. 487.
- 106 Bunsen, Briefwechsel, S. 375.
- 107 2. Aufsatz, S. 493: Dort behauptet Friedrich Wilhelm, »daß es gerade nichts unhierarchischeres, antihierarchischeres geben kann, als solche Kirche.« Allerdings beruft er sich hierbei auf die »apostolische Wesenheit [...] unserer erstandenen Kirche«, was nichts anderes bedeutet als eine *a priori* feststehende göttliche Hierarchie, die sich auf dem Delegationsweg von oben nach unten auswirkt.
- 108 1. Aufsatz, S. 467.
- 109 2. Aufsatz, S. 480.
- 110 U. Röper-Vogt, Kirchenbauten gegen »Kirchliche Notstände«, in: Jahrbuch für Berlin-Brandenburgische Kirchengeschichte 59 (1993), S. 98 verweist zu Recht darauf, daß die Ansätze zur Gemeindeverkleinerung bereits unter Friedrich Wilhelm III. dazu dienten, »die soziale Kontrolle durch den Pfarrer« zu erleichtern.
- 111 Bunsen, Briefwechsel, S. 573 f. – Bezeichnenderweise fallen die Ordensneugründungen (1842: Friedensklasse des Pour le mérite) und Ordenswiederbelebungen (1843/44: Schwanenorden) Friedrich Wilhelms in dieselben Jahre wie seine Kirchenverfassungsentwürfe. Orden ermöglichen individuelle Rangzuweisungen in einer selbstgeschaffenen Hierarchie à part und sind ideale Instrumente der Sozialdisziplinierung; vgl. Barclay, Anarchie und guter Wille, S. 170, der von Orden als Mittel »monarchischer Sozialisierung« spricht.
- 112 2. Aufsatz, S. 497; vgl. auch ebd., S. 485: »Es gehört ein entsetzlicher Grad von Ver-

- worfenheit dazu, um unter der Herrschaft absoluter Gewissensfreiheit, der wir uns Gottlob! erfreuen, als Heuchler zum Tisch des Herrn zu treten.«
- 113 Ebd., S. 490.
- 114 Ebd., S. 494; in den Konsistorien wird auch darüber gewacht, daß die identische Strukturiertheit der Ecclesiae gewährleistet bleibt, »daß stets nach denselben Grundsätzen verfahren, und soweit es geht, sich in derselben Form bewegt wird.«
- 115 Vgl. 1. Aufsatz, S. 456 f.; ihr Amt wird aus der Verfaßtheit der urchristlichen Familie hergeleitet: »Jede Familie war eine priesterliche Familie, und ihr Haupt der erste Priester in derselben und zwar durch die Vereinigung der göttlichen *Natur*= und *Heils*=Ordnungen.«
- 116 Ebd., S. 464: »legt ihnen der ›Vorsteher‹ der Kirche die Hände auf und ›ordnet sie ein‹.«
- 117 2. Aufsatz, S. 500: »Ich halte es daher für nicht zu umgehen, daß die erste Anstellung der Bischöfe vom Könige geschehe.«
- 118 Brief an Bunsen vom 29.8.1850, Briefwechsel, S. 564. – Zum Begriff der »Granulation« vgl. Deutsches Wörterbuch von J. u. W. Grimm, Bd. 8, bearb. v. Th. Krock, J. Bahr u. a., 1958, Sp. 1886, s. v. Granuli(e)ren: »1) ›schmelzbare metalle in körnerform bringen‹.«
- 119 2. Aufsatz, S. 509.
- 120 Ebd., S. 503.
- 121 M. Foucault, Surveiller et punir. Naissance de la prison, 1975, p. 206: »et lui-même à son tour pourra être facilement observé. Un inspecteur surgissant à l'improviste au centre du Panopticon jugera d'un seul coup d'œil, et sans qu'on puisse rien lui cacher, comment fonctionne tout l'établissement.«
- 122 2. Aufsatz, S. 488.
- 123 Bunsen, Briefwechsel, S. 384.
- 124 Die vollendete politische Ordnung ist also zugleich eine ästhetisch vollkommene; vgl. Bunsen, Briefwechsel, S. 387: »eine schönere und bessere Ordnung«; 1. Aufsatz, S. 473: »schöne und rechte apostolische Ordnung«; 2. Aufsatz, S. 509: »die schöne Ordnung, in der unser Bekenntniß auftreten wird.«
- 125 An Prinz Johann von Sachsen, Briefwechsel, S. 95 f.
- 126 Bunsen, Briefwechsel, S. 408. Der Ausspruch bezieht sich auf Friedrich Wilhelms »Plan durch Stüler« für die im Bistum Jerusalem zu errichtende Basilika.
- 127 Ebd., S. 562.
- 128 F. Engels, Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen, in: K. Marx, F. Engels, Werke, Bd. 1, 1970, S. 447.
- 129 Ebd., S. 453.